

**DER GLÄSERNE DOLCH**

**ROMAN**

von

**Günter von Lonski**

DER  
GLÄSERNE  
DOLCH

ROMAN

von

Günter von Lonski

# IMPRESSUM

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Günter von Lonski

Lektorat: Dieter Treytnar

Cover-/Umschlaggestaltung: Buchgewand Coverdesign |  
[www.buch-gewand.de](http://www.buch-gewand.de)

Verwendete Grafiken/Fotos:

Morozova Oxana – [shutterstock.com](http://shutterstock.com)

Bokeh Blur Background – [shutterstock.com](http://shutterstock.com)

realcg – [depositphotos.com](http://depositphotos.com)

Phawat – [stock.adobe.com](http://stock.adobe.com)

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-8370-4630-4

„So viel hab ich aber von glaubwürdigen Personen, die von solchen Landfahrern berichtet worden, daß solche Körner gar kein Gold bey sich haben, werd auch keinß darauß gemacht, sondern durch sie, die Landfahrer, in Italien und anderen Orten umb einen Lohn hingetragen, als zu einem Zusatz, darauß schöne Farben oder Schmeltz-Glaß gemacht werden. Welche Farben und Schmeltz-Glas man bey jhnen so hoch achte, und so Tewer verkauffe, als wenn es Gold wäre.“

Lazarus Ercker, Oberbergmeister des Königreichs Böhmen, 1574

## PERSONEN

Jost Bicker	Ziegenhirte, 16 Jahre, unbedarft
alias Paul Geis	der spätere Jost
Stint	als Junge verkleidetes Mädchen,
alias Stina	Leibeigene
Rafo di Luca	Venediger, vom Festland
Stephano Džugi	Venediger, reich, etabliert
Rik van Straten	Landsknecht, Hellebarde, verwundet
Martijn Hold	Landsknecht, Schusswaffen, Degen
Jacopo Pedretti	Glasmeister Murano
Sergio Bosco	als Glasmacher in Venedig
alias Sabato Basilico	als Glasmacher in Paris
Signora (Witwe) Zanini	guter Geist der Glaswerkstatt in Venedig
Giacomo	Signora Zaninis Sohn
Kara	Holzlager Venedig
Levi	ihr Lebenspartner
Antonio	Josts Freund in Venedigs Glaswerkstatt
Pierre Delestre	Werber aus Paris
André Gonin	Werber aus Paris
Nicolas Dunoyer	Direktor Glashütte Paris
Agnesa Panciera	Limonadenverkäuferin Venedig, Näherin
Tanjo	Agnesas Bruder
Ote	Tischler in Paris

## ZEIT

- 1620 Jost Bicker Geburt
- 1636 09 Aufbruch aus Blumenstein  
10 Würzburg  
10 Augsburg  
11 Innsbruck  
12 Venedig
- 1637 02 Venedig Karneval  
Stinas Schwangerschaft / Trennung
- 1637 Jost nach Murano  
Aneignung Glasmacherfertigkeiten
- 1664 Abwerbung durch Ludwig XIV
- 1665 Königl. Spiegelglasmanufaktur Paris
- 1670 Josts Flucht zurück in die Heimat
- 1682 zurück im Weserbergland

## 1. KAPITEL

Da ist nur noch die Stille, diese unglaubliche Stille. Kein Mensch, kein Vieh, selbst die Schwalben am Himmel ohne Schrei. Waren es die Truppen des Dänenkönigs Christian oder Tillys Horden? Ein kleiner, versprengter Haufen hatte Blumenstein niedergemacht. Alles war tot. Alles und alle. Die Männer, die Frauen, die Kinder. Leichen ohne Köpfe, blutgetränkte Brunnen, Frauen mit zerfetzten Kleidern, geschunden, erschlagen, Kinder zerschmettert an den Hauswänden. Das Vieh geraubt, mitgeschleift, bei lebendigem Leibe zerrissen und aufgeteilt. Das Dorf angezündet, die wenigen Verstümmelten, die sich aus dem lodernden Feuer retten wollten, brüllend abgestochen. Johlend zog die Horde weiter in Richtung Hameln. Das Land von den Katholischen befreien. Oder den Evangelischen? Das eine so schlecht wie das andere.

Jost Bicker hat im Kamin des Pfarrhauses überlebt. Einmal war ihm seine schwächliche Gestalt von Nutzen gewesen. Ein einziges, entscheidendes Mal. Einen Tag und eine Nacht hatte er sich nicht geregt. Hatte sich in die Hosen gemacht, der Durst brachte ihn fast um, doch vor seinen Augen sah er nur einen aufgespießten Kopf mit den heraus gequetschten Augen und der halb abgeschnittenen Zunge. Und er hielt durch.

Wenn es wie immer gewesen wäre, wäre er bei Sonnenaufgang mit den sechs Ziegen des Dorfs den Hang hinaufgezogen, um ein Grasstück für seine Ziegen zu finden. Doch es gab keine Ziegen mehr. Nicht von den Wölfen gerissen oder von hungrigen Nachbarn gestohlen. Die Landsknechtshorden hatte die Ziegen im Turm der Kirche entdeckt und gleich an Ort und Stelle abgeschlachtet. Auf dem Kirchhof hatten sie ein Feuer entzündet, um die mageren Tiere an Spießen zu braten. Das Fleisch wurde halbroh vom Spieß gerissen und mit Gier heruntergeschlungen, aus Angst, es würde nicht für alle reichen. Der Küster wurde unter dem Altar entdeckt und einem harten Verhör unterzogen. Er sollte das Versteck von Most und Selbstgebranntem verraten. Als ihm der dritte Finger gequetscht wurde, schleppte er sich unter dem Gejohle

der Meute zu einer verwahrlosten Grabstätte und verriet das Versteck. Zum Dank schickten ihn die Landser Gott befohlen auf seine himmlische Reise.

Keiner der wüsten Gesellen konnte genug bekommen von den unerwarteten Genüssen. Es wurde gefressen, gesoffen, gesungen und wieder gefressen und gesoffen, bis sie umfielen, wo sie gerade saßen oder standen. Sie hatten nur drei gebratene Ziegen geschafft, das restlich Fleisch verkohlte ungenutzt am Spieß.

Am Morgen verlässt Jost vorsichtig sein Versteck. Jost Bicker, mager wie ein Reiherhals, bekleidet mit einem dunklen Wams aus Wolle, einem hellen Leinenhemd und einer Hose, die ihm bis zu den Knien reicht. Alles arm, zerlumpt, fadenscheinig. Auf dem Kopf der Teil von einem Filzhut, den die Dorfhunde bei ihrer Balgerei übriggelassen haben. Aber mit Federn geschmückter Schutz gegen Regen, Hagel, Schnee und tollkühne Krähen.

Jost kriecht aus den qualmenden Trümmern des Pfarrhauses. Trinkt aus einem Scherben, muss sich übergeben. Nichts rührt sich.

Jost steht langsam auf, er will weg. Nur weg. Will die Leichen nicht mehr sehen, doch wohin er blickt, nur abgeschlagene Glieder. Krähen und Elstern streiten um den Leichenschmaus, Ratten huschen über die Wege, ein Hund mit angesengtem Fell schleppt einen aus der Asche erbeuteten Arm unter einen Busch. „Wo kommst du denn her?“, wird Jost plötzlich angerufen. Ein Landser hat ihn entdeckt und reibt sich die verquollenen Augen. „Komm mal her, ich habe ein Goldstück für dich!“

Dafür hat er nicht überlebt, um jetzt den Landsern in die Hände zu fallen. Jost rafft seine verstreute Kleidung zusammen und will sich hinter ein Mauerstück verdrücken, doch der Landser richtet sich benommen auf. Er ist so groß, so groß. Jost schreit und flieht. Er läuft und läuft. Ohne sich zu besinnen, stürmt er den Berg hinauf zum Wald. Weiter und höher. Er übergibt sich, schreit, fällt auf die Knie, will ein Gebet stammeln, Vater uns ... mehr fällt ihm nicht ein, Vater unser, weiter, Vater unser, er rappelt sich auf, läuft weiter, bis er fast die Höhe erreicht, seine Wiesen, seinen Wald.

Er stürzt sich auf eine Quelle, trinkt so hastig, dass er das Wasser wieder ausspucken muss. Am Rand der Einöde legt er sich unter

die Bäume, durch eine meterhohe Wand von Brennnesseln von den Blicken möglicher Verfolger geschützt. Endlich kann er die Augen schließen, doch da sieht er wieder den Hund mit dem abgerissenen Arm, den augenlosen Schädel und die Frau mit dem Holzpflöck zwischen den auseinandergerissenen Beinen. Weiteren Gedanken will er den Weg in seinen Kopf versperren. Er stopft sich ausgerissene Grasbüschel in den Mund, reibt sich klebrigen Lehm ins Gesicht und wälzt sich in den Brennnesseln.

Er fühlt nichts. Er ist nichts. Jost? Spiddelhans, Wunderling, Kauzkopf! Jost! Jost Bieker. Er muss das Gras erbrechen. Allen bringt er nur Unglück. Sie bewerfen ihn mit Steinen. Schwangere bekreuzigen sich, die Kinder nehmen Reißaus vor ihm.

Er ist sechzehn oder siebzehn, vielleicht auch erst vierzehn, aber er ist so aufgeschossen wie ein grauer Reiher am Dorftümpel. Ein paar Jahre hat ihm seine Mutter etwas beigebracht. Soviel sie eben selber konnte. Ein wenig Lesen und Schreiben, mit dem Zählen und Rechnen kam er ganz gut zurecht. Mutter kannte die Heilpflanzen, wusste Mittel gegen Kindsbettfieber, Aussatz und Milzbrand. An Geld nahm sie nur, was man ihr geben wollte und konnte. Doch ihre Heilkünste sprachen sich herum. So kamen Kranke von weither, die mit guten Talern bezahlten. Was in der Verwandtschaft und Nachbarschaft nicht unbemerkt blieb. Dann war sie tot. Von einem abbrechenden Ast im Wald erschlagen. Und die Taler, die sie unter einer losen Diele verwahrt hatte? Waren nicht mehr aufzufinden, der Rest wurde vom Amtmann als Teufelslohn eingezogen.

Als es sie nicht mehr gab, wollten sie ihn zu Geld machen, ihn verkaufen. Doch niemand bot etwas für ihn. Hau ab und lass dich hier nie wieder blicken, du Missgeburt! Der Pfarrer setzte sich für ihn ein. Er könne die Ziegen der Blumensteiner hüten. Dann sei er den Dorfbewohnern aus den Augen und eine sinnvolle Tätigkeit wäre es auch.

Jährlich zwei Taler versprochen sie ihm als Hütelohn. Doch in den drei Jahren, die er mit ihren Ziegen in den Weserbergen unterwegs war, hatte er noch kein Geld gesehen. Jetzt konnte ihm

niemand mehr etwas auszahlen. Alle waren tot. Es würde ein heißer Tag werden. Hoch am Himmel kreiste ein Bussard.

Jost reißt einen Grashalm aus, steckt ihn in den Mund. Er lehnt sich an einen Baum. Was soll er jetzt machen? Wo soll er hin? Einfach den Wolken folgen? Arbeit suchen in einer Erzgrube? Sich irgendwelchen Jahrmarktsleuten anschließen?

Da bedrängt ihn eine neue Unruhe. Zuerst spürt er sie nur in seinem Körper. Ein Vibrieren, Trommeln, Geschrei. Jetzt hört er sie auch. Noch entfernt. Die Horde kehrt zurück. Oder sind es die anderen? Sie kommen näher.

Er muss fliehen. Jetzt. Doch sein Körper ist wie gelähmt. Für einen Augenblick sieht er wieder das zerschundene Gesicht ohne Augen. Nur weg, weg von hier! Langsam, ganz langsam erhebt er sich, schaut noch einmal ins Tal hinunter. Sie haben die Kirche in Brand gesetzt. Er weiß, dass er alles zum letzten Mal sieht. So oder so.

Unten im Dorf hat Jost seine ganze Habe verborgen, griffbereit, um sich davonzumachen, wenn ihn doch noch jemand kaufen wollte. Manchmal träumt sich Jost in einen sorgenfreien Sonntagshimmel, stopft sich nach einem ausgiebigen Mahl mit Fleisch, Brot und Soße ein Pfeifchen mit echtem Tabak. Doch für sein Pfeifchen gibt es nur Katzenminze, Gänseblümchen und, wenn es hoch kommt, getrocknete Apfelschalen.

Die Trommel dröhnt in seinen Ohren, als wären die Landsknechte nur noch wenige Schritte entfernt. Gleich haben sie die Kuppe erreicht und werden ihn entdecken.

Jost rafft seine Sachen zusammen, stolpert in den Wald hinein, fällt, rappelt sich wieder auf und wird schließlich vom Wald geschluckt. Er kann nicht anhalten, läuft und läuft, verirrt sich, ist schon bei den Springsteinen, besinnt sich einen Augenblick, zurück, ein Stück den Berg hinunter, dann steht er zwischen den Felsenklippen der unheimlichen Wolfsschlucht. Noch nie hat er sich in eine der dunklen Spalten getraut. Besonders geheimnisvoll das Mäumkenloch.

Vor Zeiten sollen in der dunklen Höhle Zwerge gehaust haben, so die Erzählungen der Alten. Die Frau eines Amtmanns aus

Oldendorf vermutete eine Untreue ihres Mannes und wollte ihm auf die Spur kommen. Doch lange verweigerte sein Diener jede Auskunft. Endlich aber ließ er sich überreden, bei dem nächsten Ausritt Linsen auf den Weg zu streuen. Die Frau folgte der Spur und gelangte über Blumenstein den Berg hinauf zu einer Höhle. In einem wunderschönen Saale fand sie ihren Mann bei der Zwergenmutter Mäumken sitzen. Er war wie verzaubert und konnte sich aus eigener Kraft nicht von der Mäumken befreien. Doch seine Ehefrau ergriff ihn bei der Hand und führte ihn hinaus aus der Höhle.

Bald darauf erschien ein Zwerg auf der Spitze des Berges und rief den Berg hinunter: »Die Mäumke ist todt! Die Mäumke ist todt!«

Von dieser Zeit an wurde das Bier in Oldendorf schlecht. Es führte nämlich vom Mäumkenloch ein unterirdischer Gang ins Brauhaus zu Oldendorf, in dem die Zwerge ein schmackhaftes Bier brauten. Seit jenem Vorfall blieben die Zwerge verschwunden.

Jobst schnauft noch immer, er hechelt, hustet, ist völlig ausgelaugt. Hat sich längst mit dem täglichen Hunger angefreundet, doch tagelang gar nichts zwischen den Zähnen lässt seine Knie zittern.

Mit einer Hand stützt sich Jost an der Felswand ab, mit der andern hält er sein Kleidungsstück unter dem Arm zusammen. Er braucht etwas Essbares. Schlehen, Weißdornbeeren, Hagebutten, Eberesche, Berberitze, Blaubeeren, Himbeeren, Brombeeren, Holunder, Holzäpfel, Felsenbirnen. Er wird schon etwas finden, muss nur erst wieder zu Atem kommen. Und wenn doch noch jemand über den Hügel kommt? Um schneller fliehen zu können, muss er sein Bündel loswerden. Er tastet sich vorsichtig ein, zwei Schritte ins Mäumkenloch hinein. Er horcht. Vom Geschrei und Trommeln ist in der Höhle nichts mehr zu hören. Es ist still. Ganz still. Doch dann vernimmt er ein leises Pochen. Herabfallendes Gestein? Jetzt ein Klopfen.

Jost legt sein Bündel ab, bückt sich, nimmt einen Stein und wirft ihn in das dunkle Loch. Augenblicklich hört das Pochen auf. Jost

hält den Atem an, drückt sich an die Wand. Das Pochen setzt wieder ein. Manchmal klopft das Blut in seinen Ohren, wenn die Ziegen durchdrehen und er sie über Stock und Stein einfangen muss. Er lauscht mit angehaltenem Atem, versucht sich zu erinnern. Ist sich fast sicher, das Hämmern kommt aus der Tiefe der Felsspalte. Schon früher hat er beim Hüten seiner Ziegen gelegentlich so ein Klopfen aus dem Berg gehört, sich aber nichts dabei gedacht. Im Wald knirschte, knackste oder schlug es immer irgendwo.

Jetzt wehen Fetzen vom Kriegsgeschrei in die Höhle herein. Sie ziehen sicher auf dem Kirchen- und Leichenweg das Auetal herauf. Keine Gefahr. Sie kommen ihm nicht zu nah. Doch der Lärm wird stärker. Er muss sich überwinden und in die Höhle vordringen.

Er tastet sich an der Felswand entlang, Schritt für Schritt, kommt tiefer in die Höhle hinein. Für einen Augenblick glaubt er, einen Lichtschein zu sehen. Hoffentlich hat er sich getäuscht. Die Landsknechte führten Feuer mit sich, um alles niederzubrennen. Damit könnten sie ihn finden. Oder ausräuchern.

Jost tastet sich weiter. Der Weg führt um scharfe Felsvorsprünge herum, es ist wieder still, nur das Aufschlagen herabfallender Wassertropfen ist zu hören. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Noch ein paar Schritte, eine weitere Wendung und plötzlich flammt Licht auf. An der gegenüberliegenden Felswand kann Jost deutlich sein Schattenbild erkennen. Hinter ihm steht ein Riese, der eine Hacke erhoben hatte, um ihm im nächsten Augenblick damit den Schädel zu spalten.

Jost wirft sich auf den feuchten Felsenboden, will mit den Händen seinen Kopf schützen. Jetzt, jetzt, musste ihn der Hieb treffen. Es geschieht nichts. Gar nichts. Dann wandern fast unhörbar Schritte von seinem linken Ohr zum rechten und halten direkt vor seiner Nasenspitze an. Eine Fußspitze schiebt sich unter seine Stirn, hebt sie an.

„Du, Ziegenhirt, was du wollen?“

Jost öffnet ganz vorsichtig die Augen. Vor ihm steht ein kleiner Mann, knapp größer als eine Kirchenbank. Trotzdem flößt ihm der Mann sofort Respekt ein. Wie Hans, der Fährmann an der Weser.

Der reicht ihm auch nur bis zur Schulter und doch wird er sogar vom Schmied begrüßt.

Josts Blick wandert von den braunen Stiefeln die dunkle Hose hinauf. Obenherum trägt der Zwerg einen Lodenumhang mit einer Kapuze, die er über den Kopf gezogen hat. Aber dann das Rot. Rot wie eine Hagebutte oder die Brust eines Dompfaffs, das krause Haar scheint selbst in der Dunkelheit der Höhle zu leuchten. Ein dichter Bart verdeckt fast die Hälfte des Gesichts, lange krause Haare schauen unter der Kapuze hervor. Seine wachen Augen sind von vielen kleinen Falten umgeben.

Mit einem Ruck ändert Jost die Blickrichtung. Menschen mit roten Haaren haben keine Seele! Doch ist das überhaupt ein Mensch? Vielleicht ist es der Teufel, direkt aus der Hölle.

„Du stehlen?“

„Ich, ich bin vor den Landsknechten geflohen“, stottert Jost. „Sie haben ... überall nur Tote.“ Er richtet sich auf, setzt sich auf die Fersen, zittert am ganzen Leib.

Der Rote greift über Jost und nimmt die Lampe. Die riesigen Schatten an der Wand schrumpfen zur normalen Größe. Der Rote stellt das Licht zwischen sich und dem Jungen. Jost überlegt. Die Lampe hat ein vorgestecktes Glas, und das Glas hatte es sicher gemacht, dass aus dem kleinen Menschen ein Riese werden konnte. So müsste es auch in der Wirklichkeit zugehen! Jost führt seine Hand hinter das Glas und seine Finger sind plötzlich so dick wie Schweinswürste.

Der Rote sieht aufmerksam auf Jost herab. „Hast du Hunger?“

Jost nickt. „Komm“, sagte der Mann, nimmt das Licht und geht weiter in die Höhle hinein. Um nicht allein im Dunkeln zurückzubleiben, stolpert Jost hinter ihm her. Natürlich hat er schon von den kleinen Männern gehört. Sie suchen angeblich in den Bergen nach Gold, Perlen und Edelsteinen. Besonders gut kennt sich Clara aus. Also – kannte. Sie wusste, dass die Bergmänner im Lüningsberg mit goldenen Kugeln und Kegeln spielen. Dann sei ein Rumpeln und Poltern aus dem Berg zu hören, doch keiner hätte sich jemals in den dunklen Wald getraut, um die Bergmänner bei ihrer Arbeit zu beobachten. Das war natürlich nur

eine Geschichte für dunkle Abende am Herdfeuer. Allerdings – der Mann vor Jost ist lebendig und kein Ammenmärchen.

„Ich, Stephano Džugi“, sagte der Mann mit seiner rauen Stimme.  
„Stephano Džugi“

„Ja“, sagt Jost.

„Und du?“

„Jost!“ Jetzt fällt ihm doch sein zweiter Name nicht ein. Ihn hat schon so lange keiner mehr ausgesprochen. Er versucht, sich zu erinnern? Wie haben die Leute zu seinem Vater gesagt? Paul ... Paul ... Er versucht ein Lächeln. Es misslingt, seine Lippen zittern und die Zähne klappern ihm vor Furcht hinter den zusammengekniffenen Lippen.

„Basta. Du essen und dann verschwinden!“

Jost nickt erleichtert und folgt dem Roten noch tiefer in die Höhle hinein. Der Gang wird so eng und niedrig, dass sie nur kriechend weiterkommen, doch plötzlich öffnet sich ein Raum vor ihnen, in dem gut zehn Männer Platz finden könnten.

Stephano Džugi zündet eine weitere Laterne an. An den Wänden stehen allerlei Schürfwerkzeug wie Hacken, Spaten, Schaufeln und Eisenstangen. In einer Ecke liegen Tücher und Säcke, auf einem Dreifuß steht ein schwerer eiserner Topf.

Plötzlich regt sich etwas im hinteren Eck. Ein Mann springt auf, wenig größer als Stephano Džugi, aber dünn wie eine Kirchenkerze. Er stößt Stephano Džugi in den Rücken und beginnt sofort, ihn wild zu beschimpfen. Jost erkennt den Dürren an seiner Fellmütze. Er ist im Frühjahr mit einer Kiepe durch die Gegend gezogen und hat Mausefallen, kleinere Körbe, Besen, Tücher und Elixiere gegen allerlei Krankheiten und Liebeskummer angeboten. Sie nannten ihn den Bürsten-Rafo di Luca.

„Das ist Rafo di Luca – Rafo di Luca. Braust leicht auf.“

Rafo di Luca schimpft in einer unverständlichen Sprache ohne Sinn und Verstand auf Stephano Džugi ein. Er scheint ihm Vorwürfe zu machen, schiebt ihn mit dem Rücken gegen die Wand, greift sogar nach einer herumstehenden Hacke und ... Jost wirft sich, ohne zu überlegen, dazwischen.

Die Männer lassen überrascht voneinander ab, verschnaufen, doch dann geht das Geschimpfe und Gezerre wieder los. Schließlich hält Stephano Džugi die erhobene Hand des Angreifers fest und schreit ihm ein paar Worte in der fremden Sprache ins Gesicht.

Der Mann lässt von Stephano Džugi ab, misst Jost mit hasserfüllten Blicken und zieht sich ins dämmrige Licht der hinteren Höhle zurück.

Stephano Džugi nimmt ein Tuch aus seinem umgehängten Beutel, breitet es auf dem Boden aus. Vor ihnen liegen Brot und Speck. Stephano Džugi schneidet mit einem scharfen Messer einen Kanten vom Brot und mehrere Scheiben vom Speck.

„Essen“, sagt er zu Jost, „dann ab!“

„Aber wo soll ich denn hin?“

„Essen“, sagt der kleine Mann noch einmal. Beim Kauen vergisst Jost für eine Zeit seine klägliche Lage. Er kaut, sein Magen rebelliert, er rülpsst, muss sich fast übergeben. Stephano Džugi gibt ihm noch einen Becher mit Wasser. Jost kaut langsamer. Stephano Džugi schneidet noch zwei Scheiben vom Speck und steckt sie Jost in seine zerrissene Jackentasche. Jost muss seine Hand auf die Tasche legen, damit der Speck nicht herausfällt.

„Nun ab“, sagt Stephano Džugi.

„Kann ich nicht mit euch ...“

„Los!“ Stephano Džugi greift nach der abgestellten Hacke.

„Ich könnte euch von Nutzen sein. Ich kann ...“ So schnell fällt Jost nicht ein, womit der die Männer beeindrucken könnte. Er kann auf zwei Fingern pfeifen, mit einem Stein ziemlich genau werfen und wie ein Wolf heulen.

„Hau ab!“ Stephano Džugi schiebt ihn mit der Hacke in Richtung Höhlenausgang. „Und kein Wort zu andere, sonst ...“ Stephano Džugi führt mit der Hacke ein paar Hiebbewegungen aus, die Josts Kopf nur knapp verfehlen.

Jetzt ist es wohl besser abzuhausen. Jost kriecht durch den niedrigen Gang zurück, Stephano Džugi folgt ihm, der Junge sucht nach einer Möglichkeit, sich zu verstecken, doch Stephano Džugi bleibt wachsam und lässt ihn nicht aus den Augen.

Vor ihm das Bergland an der Weser, seine Ziegenwiese mit Schlehensträuchern, Haselnussbüschen, Beerengestrüpp. Auf der anderen Seite ein dunkler Bergkamm, ein Bussard schreit. Über dem Tal liegt Brandgeruch, Rauchfetzen steigen auf. Ein Hund kläfft, eine Maus huscht vor Josts Füßen durchs Gras, die Blätter der Bäume summen ihr Herbstlied.

Es ist so beruhigend, so friedlich. Doch Jost hört sie ziehen. Taram tatam, taram tatam. Erst das Bein und dann den Arm, reimt es sich in seinem Kopf zusammen. Taram tatam. Stephano Džugi ist längst wieder verschwunden. So ein Mist, er hat sein Bündel mit Brot, dem Rest Speck und seiner Pfeife verloren. Zurück kann er nicht und hier kann er auch nicht bleiben, er muss los, wohin ist eigentlich egal.

Warum nicht der Sonne entgegen, dann hat er den Wald an seiner Seite und kann sich jederzeit wieder verstecken.

Die ersten Schritte den glatten Felsen hinunter sind die schwersten. Am Waldrand gibt es Waldbeeren. Schwarz, dunkelrot, süß und saftig.

Plötzlich knacken Zweige im Wald. Es können herabfallende Zweige sein oder kleinere Tiere, so leicht sind die Geräusche. Doch Josts Herz schlägt plötzlich so schnell wie bei einem frisch geborenen Lamm.

Er wirft sich zu Boden, sucht sich zwischen den Sträuchern zu verbergen. Zu spät. Das Knacken der Zweige kommt näher.

„Hiere muss sein!“

Es ist Stephano Džugi. Was wollen sie von ihm? Haben sie sein Bündel gefunden und wollen es ihm geben? Sind sie doch nicht so hartherzig, wie er gedacht hat?

„Du stupidol!“ Die Stimme klingt nach Hass und Ärger. „Er uns verpfeife. Du weißte, wasse sie mit uns mache.“

Jost denkt Speck und Brot in seinem Bauch. Niemals würde er sie verraten, das muss er ihnen sagen. Er springt auf. Wenige Schritte vor ihm verharren Stephano Džugi und Bürsten-Rafo. Ein Augenblick des Abschätzens, dann kommt Stephano Džugi näher.